

Von Ludwig Fulda.

Wohl ihnen, deren Wunde
So tief im Herzen klagt,
Dass kurze Qualenstunde
Den ewigen Frieden schafft.

Doch weh den Schmerzensbängen
Im Lebensfluthaetel,
Die schon zu Grund gegangen,
Noch wandern ruhelos;

Noch schmerzen, tollern, küssen,
Bevor ein Gott vergab,
Und lachend tanzen müssen
An ihres Glückes Grab.

Das Hausmittel.

Sumoreste.

Freund Werner war die harmloseste
Natur von der Welt. Am Stammtisch
heiter, gesprächig, voller Schürren
und ein brillanter Erzähler, konnte er
bei einem Thema unermüdet, griffig, ja
unangenehm gegen die anderen Mit-
glieder des Stammtisches und am Mei-
sten gegen den werden, der dieses
Thema anschlug.

Und dabei war es ein so un-
verfängliches Thema! Du lieber Gott,
Hausmittel sind nun einmal beliebt
und wenn diesem das und jenem das
andere kleine Malheur dabei passiert
war und dasselbe am Stammtisch seine
Erörterungen fand — was war da
natürlich, als wenn der Eine oder
der Andere ein Hausmittelchen gegen
das Uebel anbrachte. Aber fowie das
Wort fiel, so verfinsterte sich Werner's
Miene, er konnte heftig an seiner Ci-
garre und wenn nicht schleunigst das
Thema der Hausmittel einem anderen
Thema wich, so konnten wir darauf
rechnen, daß er entweder nach Hut und
Stoch griff, um auf und davon zu ge-
hen, oder daß er seinem Vorgesetzten in einer
Weise Luft machte, welche die gemeinlich-
ste Stammtischstimmung gründlich
verderben konnte.

Alle Versuche, hinter die Ursache
dieser seltsamen Hausmittel-Antipathie
zu gelangen, erwiesen sich als vergeb-
lich. Schon die Frage nach dieser Ur-
sache nahm Werner gewaltig trumm
und steiner, der sie einmal gewagt,
wagte sie zum zweiten Male. Die seltsam-
sten Vermuthungen waren deshalb
dabei im Umlauf. Der Eine be-
hauptete, Werner müsse auf ein „Theer-
bad“ hineingefallen sein, der Zweite
war der Ansicht, man müsse ihm per-
sönliches Insektenpulver als Fliebertee
ausgedrückt haben und wieder ein Dritter
meinte, eine solche Antipathie sei
nur bei einem solchen Menschen erklär-
bar, der ein englisches Plaster auf ein
einen Krager auf der Nase legen will
und zu spät erkennt, daß er lapinisches
Fleckenpulver dazu genommen hat.

Aber der Zufall, dieser Alles-wells-
Detektive, ruhete nicht, ehe er mich in
den Besitz des Werner'schen Hausmit-
tel - Geheimnisses geleitet hatte. Und
er war lebenswürdig genug, der Zu-
fall nämlich, keine plumpen Kunst-
griffe anzuwenden, sondern die ge-
wöhnliche Wirkung durch das Medium
eines ausgezeichneten Scharzhofberger
Auslese zu erzielen. Befragter Scharz-
hofberger wurde von Freund Werner
und mir im traulichsten Duo getrun-
ken und als die Stimmung in der be-
kannnten „goldenen Lage“ war, da be-
gann Freund Werner von diesem und
jenem Animeren zu plaudern und
mit einem Male hatten Zufall und ich
die Hausmittelgeschichte erwisch.

„Siehst Du“, sagte er, „ich krieg
keinen rechten Frieden in's Haus.
Meine Frau, so brav sie ist, will nie
mit mir an demselben Strang ziehen,
partout ihren Willen durchsetzen. Und
wenn ich dann reinsteife, dann
geht's los mit dem verb — Schmolzen.“

„Aber dagegen giebt's doch für ein-
nen rechten Mann mittel genug —
warf ich ein.
„Geh' mit den Mitteln!“ rief er.
„Ein einmal mit einem solchen Mittel
für's Haus reingefallen und leide
heut' noch d'r an — Ach was, Dir
kann ich's ja erzählen! Hör' zu.
Wir waren verheiratet — eine
ganze Reihe von Monaten schon. Un-
seren Frieden hatte noch nichts gestört.
Da geriet ich eines Tages über
eine lächerliche Kleinigkeit in Zwei-
spalt. Sie wurde erregt und hitzig
und nach einer Viertelstunde war in
unserer behaglichen Wohnung der erste
Schmollwinkel entstanden und einge-
weicht.“

Freilich, dieser Schmollwinkel war
an sich ja ganz anheimelnd. Es war
das Zimmer meiner Frau und die be-
queme Chatelonne mit dem Tischchen
davor eignete sich am Ende nicht am
schlechtesten für einen solchen Zweck.
Hätte ich es damals nur eingesehen,
und meine Frau drin gelassen in die-
ser Chaiselonge-Gee, sie würde wahr-
scheinlich bald von selbst wieder daraus
herausgekommen sein.

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Neb., 27. Nov. 1903. (Zweiter Theil.) Jahrgang 4. Nr. 1.

taum fünf Minuten mit eifrigster
Miene in ihrem Schmollwinkel, als
ich schon an dem nahen Tisch saß
und — noch ungewiß, wie ich's an-
fangen sollte, wieder „gut Weiter“ zu
machen.

Und da schob mir ein Gedanke durch
den Kopf:
„Hm!“ sagte ich so halb laut. —
„Diese Frau A. — Deine Freundin
— sieht auf diesem Bilde famos aus.
Das Jaquet kleidet ihr prächtig — wo
mag sie das nur gekauft haben?“
Ich spähte hinter der vorgehaltenen
Hand nach meiner Frau hinüber. Es
wirkte! Die abgewandte Miene hat be-
reit eine fragenden Platz gemacht.

„Wenn ich nur wüßte, wo sie das
schmude Jaquet gekauft hat?“ mon-
ologisierte ich halb laut weiter.
„Bei Meyer & Co.“ kommt es
schädeln aus der Sophaede!
„So — bei Meyer —“ sage ich so
harmlos wie möglich. „Hm — das
Schaufenster muß ich mir beim Vor-
übergehen auch einmal ansehen!“

„Gehen wir heute Nachmittag nicht
noch ein wenig spazieren, lieber
Mann?“ kommt es schon etwas zuer-
st: „Hm!“ Ich weiß noch nicht — ich
dachte, bei Deiner Stimmung — und
zudem habe ich Dein Album ja noch
nie durchgesehen! — ich erwidere erst
jetzt, da so viele hübsche Mädels —
Da sieht meine Frau auch schon auf-
recht neben mir und sagt heftig —
„A — laß doch nur das dumme
Album!“

„Schmollst Du denn nicht mehr?“
bringe ich jetzt scheinbar ganz erstaunt
heraus.
Das war dumm. Denn in der That
hatte meine Frau über den Körper des
neuen Jaquets schon ganz vergessen,
daß und warum sie geschmolzt hatte.
Jetzt zeigte mir ihre unmutige
Miene und ihr hastiges Abwenden den
ärgerlichen „fait pas“.

„Ich finde, Deine Freundinnen
gehen Alle viel mehr dich geliebt als
Du?“ sagte ich, ein paar Blätter in
dem Album langsam umwendend.
„Weil sie von ihren Männern in
ihren Garderobe - Budgets nicht so
täglich bedacht werden, wie ich von
Dir, Du Barbar!“ fuhr sie herum.
Und jetzt warf sie die Blätter herum.
„Sieh Dir die Alwine an — wie fein!
Und da die Alma! Immer das
Neueste! Und dort die Therese, deren
Mann ein noch viel kleineres Einkom-
men hat, als Du — Ach, ich bin doch
recht zu bedauern!“

Natürlich! Mein Ehepaar erinnert
mich in diesem Moment an ein zwei-
tes Gemälde der Tante: „Laf eine
Frau nie anfangen, sich zu bedauern,
und wenn es Dir auch ein Opfer auf-
erlegt!“
Ich griff in die Brusttasche und
holte aus meinem Portefeuille einen
Hundertmarkstein hervor. Nie hätte
ich die Wirkung geahnt, die er hervor-
brachte.

„Alter Unmuth schwand aus dem
Gesicht meiner Frau — sie versuchte zu
lächeln — sie rückte näher an mich her-
an und endlich flüsterle sie:
„Das hab' ich nur so gefagt — Du
bist doch der Beste und Liebste von allen
Ehemännern!“
Ich Thor! Ich Doppelthor! Ich
dreifach gehäuteter Paraffin!
„Was meinst Du, für wen dieser
Stein bestimmt ist?“
Und da schlangen sich auch schon
ihre Arme um meinen Nacken und ihre
süße Stimme flüsterle mir zärtlich
leise zu:
„Für mich — nein, für Meyer &
Co. — für ein neues Jacket — und
ein neues Kleid und einen neuen
Hut!“

Hätte ich jetzt wenigstens den Mund
gehalten und ihr den Stein als Sie-
gesbeute gelassen. Aber der Geist der
alten Tante ritt mich, so daß ich er-
mahnend und meiner eigenen Ansicht
nach höchst würdevoll also sprach:
„Da nimm — ihn! Ich will nicht,
daß Du schmollst! Ich kann's nicht
ertragen! Und ich möchte, daß es nie,
nie wieder geschehe!“
Ich sah, wie es in den Augen mei-
ner Frau hell aufblitzte, aber ich
hielt das nur für die Freude, eine
entschuldbare Gierigkeit befriedigen zu
können. Zu spät erfuhr ich, daß es
der Blick des Triumphes gewesen war!
Mein Freund schwieg.

„Aber“, sagte ich, nachdem ich ihn
erwartungsvoll einige Augenblicke an-
sah, „ich finde, das hast Du sehr
schlau gemacht.“
„Nein!“ rief er. „Raum waren acht
Tage darüber, da war es ein neuer
eleganter Schirm, den sie „bringen“
gebraucht. Und als ich es abschlug —
da schmolzte sie — und seitdem ist
meine Frau noch nicht aus dem
Schmollen herausgekommen, trotzdem
ihr Kleider-Budget eine riesige Höhe
hat.“

Darum haßte ich alle Hausmittel so
fürchterlich!
Ich verband ihn und suchte gleich
ihm Treß in der neuen Flasche

Scharzhofberger, welche der Kellner soeben auf den Tisch setzte!

Die untilgbare That.

Novelle von Rudolph Straß.

Als die Pferde anjagen und der
Wagen hinausrollte auf die im weis-
sen Staub stimmende Chaussee —
zur Linken das blaue Mittelmeer, zur
Rechten das Palmengedäusel und die
Cyprussäulen, die Rosenbüden und
Vorbereitende der Riviera — da
lehnte er sich befriedigt in die Kissen
zurück und sagte nur: „Gott sei
Dank — nun ist man doch endlich
einmal wieder allein!“

„Aber die beiden Damen sind doch
so nett!“
„Gewiß! Aber der Mensch ist doch
eben nur einmal auf der Hochzeits-
reise.“
„Sie sind doch so dietret! Sie hal-
ten sich doch so zuriid!“
Er wandte den Kopf und schaute
nach dem Hotel zurück, auf dessen Ver-
anda sich undeutlich zwei dunkle
Frauengestalten abzeichneten. „Na ja,
Schah! Ich hab' nichts gegen die
Beiden! Weder gegen die Mutter noch
gegen die Tochter! Im Gegentheil —
ich bin froh, daß du mal eine Ansprache
gefunden hast. Ich glaube, sechs
Wochen haben wir Beide überhaupt
mit Niemandem ein vernünftiges
Wort geredet!“

Sie nickte, leise lächelnd. Sechs
Wochen. So lange waren sie nun
schon Mann und Frau. Und er wie-
derholte: „Wozu auch vernünftig
sein? Man ist doch nur einmal auf
der Hochzeitsreise?“
Dabei streifte er mit einer bestigen
Bewegung die Cigarettenasche am Wa-
gentand ab. „Und man ist ein Esel,
wenn man sich diese einzige Zeit selber
vergällt!“

Sie schaute ihn bang an. „Was
hast du denn nur — seit gestern?“
„Ein Erinnerung.“ Auf einmal ist
sie da. Nichts zu machen! Da fährt
man nun mit seinem Lebensglück an
der Seite durch ein irdisches Paradies
und ist jung und gesund und hätte
nichts Besseres zu thun, als zu schauen
und zu küssen und seinem Schöpfer zu
danken — nein — wie verkehrt . . .
da seh' ich immer wieder eine Wald-
weise — so an 'nem rechten, trübren
Novembermorgen — und . . . ah —
wozu daran denken? Aber man
muß! . . .“

„An das . . . das, was du mir
vor der Verlobung sagtest?“
Er zuckte finstler die Achseln. „Ich
hab' nun einmal das Unglück gehabt,
meinen Gegner im Duell zu erken-
nen! Wider meinen Willen! Ich wollt'
ihn gar nicht treffen. Ich fühlte mich
gar nicht recht vor ihm beleidigt, —
lieber Gott — ein Rencontre auf dem
Mastenball — und doch ein hütjun-
ges Mutter'schindchen. . . .“

„Das ist doch jetzt alles vorbei! Du
hast doch schwer genug dafür gebüht!“
„Das hab' ich — weiß Gott! Mit-
ten aus dem Beruf, mitten aus dem
Lebensgenuss heraus drei lange, un-
widerbringlich verlorene Jahre auf
der Festung — und wenn's nur das
wäre — aber die Selbstanklagen, die
Gewissensbisse — und dann der feier-
liche Schwur, nie mehr, unter keinen
Umständen, im Zweikampf Menschen-
blut zu vergießen — und gleich dar-
auf, wie ich wieder frei bin, sucht ein
Freund des Toten Handel mit mir
und fordert mich, um den armen Kerl
zu rächen — und daß ich die Satis-
faktion verweigerte, das kostete mich
die Hälfte meines Verlehrs, mein ge-
sellschaftliches Ansehen, meine öffent-
liche Stellung, mein Officierspatent —
Ich hab' durch jenen Schuß im
Morgengrauen der Weite nach eigent-
lich alles verloren — alles — bis ich
dich gefunden hab' . . .“

Er legte den Arm um sie und sah
ihren erst ins Gesicht.
„Du mußt mich für Vieles entschul-
digen, mein Lieb! Du bist alles, was
ich jetzt auf der Welt hab' — du bist
das Glück, das ich mir endlich doch zu-
rüberrobert hab' vom Leben!“
Sie schaute sich um, ob Niemand in
der Nähe sei. Dann bot sie ihm die
Lippen zum Kuß. „Warum denkst du
dann nur an die traurigen Sachen?“
Frug sie leise und zärtlich.

Er antwortete nicht gleich, sondern
sann düstern vor sich hin. „Es ist was
Merkwürdiges mit der Erinnerung!“
begann er endlich. „Sie hängt an
Gott weiß was für Dingen — an
Gärten und Gerüchen — an Tönen
— an Bildern — aber ganz unbe-
wußt! Man begreift nicht, wodurch
sie plötzlich, nachdem sie Jahre lang
geschlafen hat, wieder aufwacht! Je-
gend einen Grund muß es ja haben!“

Jugend ein Grund ist ja auch jeden-
falls da, warum ich seit gestern so ver-
wandelt bin — melancholisch auf der
Hochzeitsreise — es wäre ja zum La-
chen, wenn es nicht so traurig wäre!
— nur: ich kann ihn nicht finden und
das quält mich!“
Sie schweig mit traurigem Gesicht!
Der Wagen rollte weiter durch die
süßliche Frühjahrspracht. Die Sonne
brennte vom Himmel herab, frische
Seewind kühlte die Sitzen, es
duftete und grüßte schmeichelnd aus
dem bunten Blumenmeer am Weg —
die ganze Welt schwamm in Glanz
und leuchtete weit hinaus, wohin nur
das Auge, neue Schönheiten suchend,
flog — aber sein Antlitz blieb uner-
hellert, und schließlich murmelte er nach
einer langen Pause: „Wenn es dir
recht ist, kehren wir um! Mir thut
das alles förmlich weh! Ich mag es
gar nicht schauen! . . . Ja? . . . Eh
. . . volate, vetturino!“

„Eine Viertelstunde vor dem Hotel,
da, wo die Straße sich höflich zwi-
schen hohen Mauern hinauf, stiegen sie
aus und gingen oben durch den Oli-
venhain zu Fuß. Plötzlich sagte er,
„Sieh' mal — da kommen ja die zwei
Damen! Die haben vor Tisch noch
Weilchen gekostet!“
„Wir können ja noch ausbiegen,
wenn du willst!“ Sie blieb stehen.
Aber er verneinte. „Ich bin heute ein
so miserabler Gesellschaftler! Ich muß
dich schon heute den Anderen über-
lassen!“

Sie begrüßten sich mit den beiden
Freunden, der Mutter und der To-
chter, und wandelten gemeinsam zu dem
Hotel zurück. Die drei Frauen eifrig
plaudernd, er schweigend daneben.
An seiner Seite schritt die Jüngere
der zwei Reisebegleiterinnen. Sein Blick
streifte sie zuweilen kühllich. Sie war
zu Mitte der zwanzig und gar nicht
rühlich. Und doch konnte er auf ein-
mal das Auge nicht von ihr wenden,
während die alte Dame seiner Frau
erzählte, daß sie und ihre Tochter fast
immer auf Reisen seien. Im Silden,
ihrer angegriffenen Gesundheit wegen.
Ihre Jüngere habe sich ihr ganz ge-
widmet, um der Mutter noch einen
schweren Schicksalsschlag, der sie för-
perlich und geistig auf Jahre niederge-
worfen, im Leben zur Seite zu stehen.
In dem bishigen Leben, das ihr noch
übrig blieb . . . Die junge Frau hörte
theilnahmsvoll zu. Es schimmerte
feucht in ihren sanften, jungen Augen.
Biel Mitleid und ein ganz wenig
Neugier. Sie warf dem Gatten einen
verhöhlerten, vorwurfsvollen Blick
hinüber, der sagte: Nun, hatt' ich dich
doch gestern Abend eigens gebeten, im
Freundenbuch nachzusehen, wer die
Damen sind! Und du hast es richtig
vergessen. . . .“

Er achtete nicht darauf. Er fühlte,
wie ihn plötzlich mitten in dem Früh-
lingssonnenschein ein Frostlein über-
ließ — ein Grauen, das erklärend von
innen kam. Bei einer Biegung des
Weges hatte er zufällig das Profil
des jungen Mädchens neben ihm
scharf wie einen Schattenriß vom
Himmel abgezeichnet gesehen, und im
selben Augenblick wußte er, warum
um sein seit gestern, seit sie zuerst an der
Table d'hôte einander kennen gelernt,
die Erinnerung an den Zweikampf
vor Jahren nicht mehr aus dem Kopf
kam. . . .“

Nach dem Zweikampf hatte es ihn,
in Reue und Noth, spät Abends in die
Klinket getrieben, wo der Wundete
noch lag und lebte. Er wollte ihn um
Vergebung bitten. Aber als er kam,
war es eben zu Ende, und zum er-
stenmal sah er in Ruhe das Gesicht des
Menschen, den er im Ganzen nur drei-
mal in seinem Dasein erblickt — auf
dem Mastenball, beim Duell und nun
auf dem Totenlager.
Dies Gesicht, dies jugendlich-ernste
Profil, über das flackernd der Schein
der Gaslampe spielte, hatte sich ihm
unberechtigt eingeprägt — diese Li-
nien eines Menschenkopfes, aus denen
seine Hand das Leben verschleudert. Er
hob scheinbar den Blick zu der, die ab-
nunglos neben ihm schritt — er sah
wieder von der Seite ihr Antlitz und
nun wußte er genau: Ja — das wa-
ren dieselben Züge! Das war das
Ebenbild dessen, den er getödtet . . .
„Was mich so schwer getroffen hat,
meine liebe junge Frau?“ sagte drüben
die alte Dame mit ihrer sanften, gü-
tigen Stimme. „Möge Ihnen solch
eine Prüfung erspart bleiben! Ich
habe vor Jahren meinen einzigen
Sohn von einem Tag zum andern
verloren!“
„O Gott! durch einen Unglücks-
fall?“
„Durch Mörderhand.“
Und nach einer Weile setzte sie,
äußerlich ruhig, hinzu: „Männer nen-

nen es ja wohl Zweikampf. Ich ver-
stehe das nicht. Ich weiß nur, daß
ein Mensch auf Erden lebt und her-
umgeht, der mit der Waffe auf mein
Kind gezielt und es niedergeschossen
hat. Seitdem leb' ich nur noch so hin
. . . nur noch halb. . .“

„Zum Glück!“ sagte sie dann mit
einem leisen Lächeln, das ihr müdes
altes Gesicht verschönte, „glaube ich
noch an den lieben Gott und hoffe,
daß ich meinen Jungen dereinst da
oben wiederseh'! Nun — da sind wir
am Hotel! Seien Sie nicht böse, daß
ich Ihnen mein Leid geklagt hab'! Es
war nicht recht. Hochzeitsreise soll-
ten gar nicht wissen, daß es so viel
Kummer auf der Welt geben kann.“

Sie nickte dem jungen Ehepaar
freundlich zu und trat mit ihrer To-
chter in den Garten. Die beiden an-
deren stiegen hinauf in ihr Zimmer.
Dort sah sie seine Frau am Arm.
Seine Wangen waren fahl, seine
Stimme klang heiser. „Pade rasch
die Koffer. . . wir müssen weg. . .
ich laufe jetzt gleich zum Bahnhof —
du komm' hinterher — wir fahren
mit dem nächsten Zug. . .“

„Aber warum denn — um Gottes-
willen?“
„Das sage ich dir später! Frage
nicht weiter — nimm die Sachen zu-
sammen — es erdrückt mich hier in
dem Hause. . . Was hast du denn?
Warum bist du denn so bleich?“

Sie stand am Fenster und schaute
verloren in den Garten. Da unten
sahen die beiden Damen. Das Frem-
denbuch lag vor ihnen. Sie hatten es
sich, wie ja das auch ihre Absicht ge-
wesen, kommen lassen, um zu sehen,
wie eigentlich das Hochzeitspärdchen
hiesig. Nun war das Buch weit zu-
rückgeschoben. Der oben wußte, wa-
rum. Der Namen hatte ihnen ent-
gegengegrinst, den sie seit Jahren Tag
um Tag verfluchen mußten. . . .“

Die alte Frau zürnte nicht einmal.
Sie weinte nur schluchzend vor sich
hin, hilflos, überwältigt. Vielleicht
war sie ihrer Sache auch gar nicht
sicher. Es konnte ja auch eine Na-
mensgleichheit vorliegen. Aber die
Wunde war nun einmal aufgebrochen
und heiße Thränen flossen aus ihr
heraus. Die Tochter an ihrer Seite
bemühte sich umsonst, sie zu trocken
und Trostwort zu spenden.

Die junge Frau am Fenster sah ih-
ren Mann an. Ihr angstvoller Blick
frug: Bist du das?
Und ebenso stumm war seine An-
wort: Ja — ich! Leise, heftig, wie
zwei Verbrecher, schlichen sie hinten
aus dem Hause und zur Bahn. Fort
— nur fort! Und als der Zug an der
Riviera hinslog, bald durch die Nacht
der Tunnels, bald längs des blauen
Meeresstrandes, stöhnte er auf und
griff mit seiner Hand nach der ihren,
um einen Menschen an seiner Seite zu
wissen. Aber da krampte sich sein
Herz vor Schreden zusammen: Ihre
Linie hatte unwillkürlich, als er sie
berührte, vor ihm zurückgedrückt. . . .
Und wie er in ihr blaßes Gesicht
schaute, da bemerkte er darin deutlich
das Bangen vor dem Mann, an dessen
Hand Blut klebe und sich dort drüben
zu heißen Mutterthränen wandelte.
Er fühlte: Er war ihr in diesem
Augenblick ein Fremder! Etwas
Fremdes war in ihre Ehe getreten.
Der Zauber der Hüttenwochen, die
Seligkeit eines einzigen und untheil-
baren Glücks waren dahin. Jetzt gab
es für sie wieder ein „Ich“ und ein
„Du“, und zwischen ihm und ihr
wohnte ein leises Grauen.

„Aber war, als rauchten schwarze
Fittiche über ihm — die That, die
eherne, untilgbare That, deren Schat-
ten immer wiederkehrten, deren
Schatten sein ganzes Leben überwöl-
ten. Es gab kein Entrinnen vor dieser
That. Was durch seine Hand gesche-
hen war, stand fest in Ewigkeit und
wirkte weiter zu seinem Fluch. Und im
Rollen und Rassen der Räder klang
einmüdig, rastlos eine Stimme an sein
Ohr: „Kain! — Kain! Wo ist dein
Bruder Abel?“ und er starrte mit leer-
en Augen vor sich hin in das Dunkel
des Tunnels und hörte immer wieder
nur das gleiche: . . . Kain! . . .
Kain! . . .“

„Eine hübsche Erinnerung an Marie
Ge sänger.“
erzählt der Münchener Operettentor
Brakl in seinem Buche „Moderne
Spieloper“. Gelegentlich einer ameri-
kanischen Gaskspeltour, deren Stern
die Geislinger war, mußte die Truppe,
die durch den Staat Nevada fuhr, bei
dem erdmächtigen Riste Eto plötzlich
halt machen. Es brau, ein furcht-
bares Unwetter herein. Bahndämme
wurden zerstört, ganze Strecken über-
schwemmt. So stauten sich nach und
nach vier Züge in Eto. Viele hun-

dert Chinesen mußten Tag und Nacht
an der Freimachung der Strecke arbei-
ten. Da lagen ja Hunderte von er-
trunkenen Tieren auf den Schienen.
Es war entsetzlich! Die Reisenden
mußten zum größten Theile im freien
Lampiren — das dauerte drei Tage
lang. Der findige Director arrangierte
schon am zweiten Abend zu seiner und
der Passagiere Zertheilung eine Vor-
stellung, „Boccaccio“. Eto, welches
zur Zeit der Goldwäscherei 15,000
Einwohner zählte, hat jetzt etwa 900,
zumeist Indianer und Chinesen, die
ebenso arm wie zudringlich waren.
Ohne Entree zu bezahlen, stiegen sie
ganz gemächlich durch's Fenster herein,
setzten sich aufs Podium — auf den
alten Klappertischen, der das Orchester
erlehte, und schließlich auch noch dem
einen oder dem anderen Mitreisenden
auf den Schooß. In der Bretterbude
war eine sonderbare Musik, die Ro-
stume der Artisten waren noch sonder-
barer, der Dialog, den sie hielten,
aber am sonderbarsten! — Frau Geis-
linger verlor endlich die Geduld und
rief dem Komiker zu: „Reden's doch
endlich, was in der Rolle steht, Sie
Karrendonkel!“ Dieser beruhigte sie,
indem er antwortete: „Gistens Jhna
nöi, gnä Frau, heut können ma re'o'n,
was wir woll'n, die versch'n uns ja
doch nöi, die Schimpansen.“ (Es war
eine recht heitere Vorstellung, die allen
Betheiligten unermüdetlich bleiben wird,
insbesondere aber dem Sänger Stein-
ner, der im zweiten Akt als Lotte-
tingli in ein Hof schlüpfen mußte
und dem bei dieser Gelegenheit durch
einen abspitzenden Reifen sein schön-
es Vorzergerahn ausge schlagen wurde
— noch dazu ein echter. Ein Glück,
daß unter den erlöschenden Theatergä-
sten sich nicht ein einziger Deutscher be-
fand, der hätte einen ganz eigenthümlichen
Beifall bekommen von unserer moder-
nen Spieloper. Am Tage nach dieser
Aufführung machte die Künstlergesellschaft
in Beleitung einiger civilisirter Mit-
reisenden einen kleinen Ausflug sü-
wärts von Eto, kaum ein Stündchen
vom Orte selbst entfernt. Dort erblickt
sich ein imposanter Berg, dem verstein-
erte Säulen einige Verhöhntheit ver-
leihen. Namenlos bis dahin, gab Frau
Geislinger ihm endlich einen Namen —
er wurde der Künstlerin zu Ehren —
„Marianberg“ getauft.

„Aber warum denn — um Gottes-
willen?“
„Das sage ich dir später! Frage
nicht weiter — nimm die Sachen zu-
sammen — es erdrückt mich hier in
dem Hause. . . Was hast du denn?
Warum bist du denn so bleich?“

Sie stand am Fenster und schaute
verloren in den Garten. Da unten
sahen die beiden Damen. Das Frem-
denbuch lag vor ihnen. Sie hatten es
sich, wie ja das auch ihre Absicht ge-
wesen, kommen lassen, um zu sehen,
wie eigentlich das Hochzeitspärdchen
hiesig. Nun war das Buch weit zu-
rückgeschoben. Der oben wußte, wa-
rum. Der Namen hatte ihnen ent-
gegengegrinst, den sie seit Jahren Tag
um Tag verfluchen mußten. . . .“

Die alte Frau zürnte nicht einmal.
Sie weinte nur schluchzend vor sich
hin, hilflos, überwältigt. Vielleicht
war sie ihrer Sache auch gar nicht
sicher. Es konnte ja auch eine Na-
mensgleichheit vorliegen. Aber die
Wunde war nun einmal aufgebrochen
und heiße Thränen flossen aus ihr
heraus. Die Tochter an ihrer Seite
bemühte sich umsonst, sie zu trocken
und Trostwort zu spenden.

Die junge Frau am Fenster sah ih-
ren Mann an. Ihr angstvoller Blick
frug: Bist du das?
Und ebenso stumm war seine An-
wort: Ja — ich! Leise, heftig, wie
zwei Verbrecher, schlichen sie hinten
aus dem Hause und zur Bahn. Fort
— nur fort! Und als der Zug an der
Riviera hinslog, bald durch die Nacht
der Tunnels, bald längs des blauen
Meeresstrandes, stöhnte er auf und
griff mit seiner Hand nach der ihren,
um einen Menschen an seiner Seite zu
wissen. Aber da krampte sich sein
Herz vor Schreden zusammen: Ihre
Linie hatte unwillkürlich, als er sie
berührte, vor ihm zurückgedrückt. . . .
Und wie er in ihr blaßes Gesicht
schaute, da bemerkte er darin deutlich
das Bangen vor dem Mann, an dessen
Hand Blut klebe und sich dort drüben
zu heißen Mutterthränen wandelte.
Er fühlte: Er war ihr in diesem
Augenblick ein Fremder! Etwas
Fremdes war in ihre Ehe getreten.
Der Zauber der Hüttenwochen, die
Seligkeit eines einzigen und untheil-
baren Glücks waren dahin. Jetzt gab
es für sie wieder ein „Ich“ und ein
„Du“, und zwischen ihm und ihr
wohnte ein leises Grauen.

„Aber war, als rauchten schwarze
Fittiche über ihm — die That, die
eherne, untilgbare That, deren Schat-
ten immer wiederkehrten, deren
Schatten sein ganzes Leben überwöl-
ten. Es gab kein Entrinnen vor dieser
That. Was durch seine Hand gesche-
hen war, stand fest in Ewigkeit und
wirkte weiter zu seinem Fluch. Und im
Rollen und Rassen der Räder klang
einmüdig, rastlos eine Stimme an sein
Ohr: „Kain! — Kain! Wo ist dein
Bruder Abel?“ und er starrte mit leer-
en Augen vor sich hin in das Dunkel
des Tunnels und hörte immer wieder
nur das gleiche: . . . Kain! . . .
Kain! . . .“

„Eine hübsche Erinnerung an Marie
Ge sänger.“
erzählt der Münchener Operettentor
Brakl in seinem Buche „Moderne
Spieloper“. Gelegentlich einer ameri-
kanischen Gaskspeltour, deren Stern
die Geislinger war, mußte die Truppe,
die durch den Staat Nevada fuhr, bei
dem erdmächtigen Riste Eto plötzlich
halt machen. Es brau, ein furcht-
bares Unwetter herein. Bahndämme
wurden zerstört, ganze Strecken über-
schwemmt. So stauten sich nach und
nach vier Züge in Eto. Viele hun-

dert Chinesen mußten Tag und Nacht
an der Freimachung der Strecke arbei-
ten. Da lagen ja Hunderte von er-
trunkenen Tieren auf den Schienen.
Es war entsetzlich! Die Reisenden
mußten zum größten Theile im freien
Lampiren — das dauerte drei Tage
lang. Der findige Director arrangierte
schon am zweiten Abend zu seiner und
der Passagiere Zertheilung eine Vor-
stellung, „Boccaccio“. Eto, welches
zur Zeit der Goldwäscherei 15,000
Einwohner zählte, hat jetzt etwa 900,
zumeist Indianer und Chinesen, die
ebenso arm wie zudringlich waren.
Ohne Entree zu bezahlen, stiegen sie
ganz gemächlich durch's Fenster herein,
setzten sich aufs Podium — auf den
alten Klappertischen, der das Orchester
erlehte, und schließlich auch noch dem
einen oder dem anderen Mitreisenden
auf den Schooß. In der Bretterbude
war eine sonderbare Musik, die Ro-
stume der Artisten waren noch sonder-
barer, der Dialog, den sie hielten,
aber am sonderbarsten! — Frau Geis-
linger verlor endlich die Geduld und
rief dem Komiker zu: „Reden's doch
endlich, was in der Rolle steht, Sie
Karrendonkel!“ Dieser beruhigte sie,
indem er antwortete: „Gistens Jhna
nöi, gnä Frau, heut können ma re'o'n,
was wir woll'n, die versch'n uns ja
doch nöi, die Schimpansen.“ (Es war
eine recht heitere Vorstellung, die allen
Betheiligten unermüdetlich bleiben wird,
insbesondere aber dem Sänger Stein-
ner, der im zweiten Akt als Lotte-
tingli in ein Hof schlüpfen mußte
und dem bei dieser Gelegenheit durch
einen abspitzenden Reifen sein schön-
es Vorzergerahn ausge schlagen wurde
— noch dazu ein echter. Ein Glück,
daß unter den erlöschenden Theatergä-
sten sich nicht ein einziger Deutscher be-
fand, der hätte einen ganz eigenthümlichen
Beifall bekommen von unserer moder-
nen Spieloper. Am Tage nach dieser
Aufführung machte die Künstlergesellschaft
in Beleitung einiger civilisirter Mit-
reisenden einen kleinen Ausflug sü-
wärts von Eto, kaum ein Stündchen
vom Orte selbst entfernt. Dort erblickt
sich ein imposanter Berg, dem verstein-
erte Säulen einige Verhöhntheit ver-
leihen. Namenlos bis dahin, gab Frau
Geislinger ihm endlich einen Namen —
er wurde der Künstlerin zu Ehren —
„Marianberg“ getauft.

„Aber warum denn — um Gottes-
willen?“
„Das sage ich dir später! Frage
nicht weiter — nimm die Sachen zu-
sammen — es erdrückt mich hier in
dem Hause. . . Was hast du denn?
Warum bist du denn so bleich?“

Sie stand am Fenster und schaute
verloren in den Garten. Da unten
sahen die beiden Damen. Das Frem-
denbuch lag vor ihnen. Sie hatten es
sich, wie ja das auch ihre Absicht ge-
wesen, kommen lassen, um zu sehen,
wie eigentlich das Hochzeitspärdchen
hiesig. Nun war das Buch weit zu-
rückgeschoben. Der oben wußte, wa-
rum. Der Namen hatte ihnen ent-
gegengegrinst, den sie seit Jahren Tag
um Tag verfluchen mußten. . . .“

Die alte Frau zürnte nicht einmal.
Sie weinte nur schluchzend vor sich
hin, hilflos, überwältigt. Vielleicht
war sie ihrer Sache auch gar nicht
sicher. Es konnte ja auch eine Na-
mensgleichheit vorliegen. Aber die
Wunde war nun einmal aufgebrochen
und heiße Thränen flossen aus ihr
heraus. Die Tochter an ihrer Seite
bemühte sich umsonst, sie zu trocken
und Trostwort zu spenden.

Die junge Frau am Fenster sah ih-
ren Mann an. Ihr angstvoller Blick
frug: Bist du das?
Und ebenso stumm war seine An-
wort: Ja — ich! Leise, heftig, wie
zwei Verbrecher, schlichen sie hinten
aus dem Hause und zur Bahn. Fort
— nur fort! Und als der Zug an der
Riviera hinslog, bald durch die Nacht
der Tunnels, bald längs des blauen
Meeresstrandes, stöhnte er auf und
griff mit seiner Hand nach der ihren,
um einen Menschen an seiner Seite zu
wissen. Aber da krampte sich sein
Herz vor Schreden zusammen: Ihre
Linie hatte unwillkürlich, als er sie
berührte, vor ihm zurückgedrückt. . . .
Und wie er in ihr blaßes Gesicht
schaute, da bemerkte er darin deutlich
das Bangen vor dem Mann, an dessen
Hand Blut klebe und sich dort drüben
zu heißen Mutterthränen wandelte.
Er fühlte: Er war ihr in diesem
Augenblick ein Fremder! Etwas
Fremdes war in ihre Ehe getreten.
Der Zauber der Hüttenwochen, die
Seligkeit eines einzigen und untheil-
baren Glücks waren dahin. Jetzt gab
es für sie wieder ein „Ich“ und ein
„Du“, und zwischen ihm und ihr
wohnte ein leises Grauen.

„Aber war, als rauchten schwarze
Fittiche über ihm — die That, die
eherne, untilgbare That, deren Schat-
ten immer wiederkehrten, deren
Schatten sein ganzes Leben überwöl-
ten. Es gab kein Entrinnen vor dieser
That. Was durch seine Hand gesche-
hen war, stand fest in Ewigkeit und
wirkte weiter zu seinem Fluch. Und im
Rollen und Rassen der Räder klang
einmüdig, rastlos eine Stimme an sein